

# Der Akkordeonspieler

Autor(en): **Regenass, René / Barth, Wolf**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **113 (1987)**

Heft 49

PDF erstellt am: **09.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-620914>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Der Akkordeonspieler

Von René Regenass

Zuerst war es nur ein Freizeitvergnügen, und begonnen hatte seine Begeisterung schon im Kindesalter. Nicht gerade zur Freude seines Vaters, statt dessen wusste er die Mutter auf seiner Seite, von Anfang an.

Er war etwa neun Jahre alt, als er eines Tages die Stunde, wo er allein zu Hause war, nutzte, um eine bestimmte Schranktür zu öffnen. Sie blieb sonst immer strikt verschlossen. Er entdeckte allerdings nichts als Bücher, die offenbar vor ihm geheimgehalten werden sollten. Doch dafür interessierte er sich nicht. Enttäuscht wollte er bereits die Tür wieder schliessen, da glaubte er in der Tiefe, durch die Bücher teilweise verdeckt, etwas zu sehen, das merkwürdig glitzerte, sobald nur ein schwacher Lichtschimmer darauf fiel. Er holte in der Küche die Taschenlampe und zündete hinein. Es war eine Handharmonika. Das verückte ihn noch keineswegs. Was sollte er damit anfangen? Er wusste selbst nicht, was er sich für Schätze erhofft hatte, eine Handharmonika sicher nicht.

Fast hätte er das Instrument wieder vergessen, da geriet er mit seinen Eltern auf einem Sonntagsausflug in ein Sommerfest. Eine Kapelle spielte, besetzt mit zwei Klarinetten, einem Bassisten und drei Handorgelspielern.

Beim Aufblitzen der Perlmutterknöpfe an den Handorgeln erinnerte er sich an seine Entdeckung. Die Klänge der Handorgeln gefielen ihm besonders, auch die Art, wie das Instrument zu spielen war: eine Klaviatur, auf der andern Seite das Bassregister, ein Balg, der ausgezogen und zusammengedrückt werden musste. An diesem Tag beschloss er, Handharmonika zu spielen.

Beim Abendbrot sagte er unvermittelt: Ich möchte eine Handorgel. Die Mutter lächelte verlegen, Vater war entrüstet.

Nein, entschied er, ein solches Instrument kommt mir nicht ins Haus; mein Sohn soll Geige spielen.

Und wenn er nicht will? sagte die Mutter mit Nachdruck.

Dann eben ein anderes klassisches Instrument, aber nicht Mansardenklavier.

Mutter war beleidigt.

Die Entscheidung werden wir wohl dem Kind überlassen, sagte sie. Das finde ich gar nicht, dafür ist der Bub noch zu jung. Aber wir haben doch eine Handorgel, sagte die Mutter. Du hast mir versprochen, dass du sie nicht mehr hervorholst! Ich will sie ja nicht, entgegnete die Mutter schlaue.

Noch ein paar Tage ging das Gezänk zwischen Vater und Mutter weiter. Schliesslich siegte die Mutter, Vater gab sich grollend geschlagen. So durfte der Sohn auf der Handorgel der Mutter üben.

Es stellte sich bald heraus, dass er dafür eine Begabung hatte. Nicht lange, und er hatte sich ein ansehnliches Repertoire angeeignet. Mit dem Kursleiter und den andern Schülern trat er erstmals öffentlich auf. Vater blieb zu Hause, schmollte. Die Mutter hingegen begleitete ihren Sohn, klatschte heftig Beifall. Ihre Augen glänzten noch auf dem Heimweg.

Du musst wissen, sagte sie, dass du mir mit deinem Entschluss, dieses Instrument zu erlernen, eine ganz grosse Freude gemacht hast. Er wuchs heran, spielte mit der Zeit in einer Jugendband, trat an Veranstaltungen und privaten Feiern auf, verdiente sich damit ein erkleckliches Taschengeld.

Solange seine Schulleistungen nicht nachliessen, tolerierte der Vater diese Nebenbeschäftigung, wie er es nannte.

Der Junior beherrschte nun das Instrument so gut, dass er nicht nur Schlager und Volkslieder spielte, sondern sich auch an Jazz-rhythmen versuchte.

Während der Berufsausbildung vernachlässigte er aber sein Hobby, sein Enthusiasmus schien zu erlahmen. Ausserdem dünkte ihn das Instrument nicht mehr modern, viel lieber hörte er Rock, besuchte Discos.

Das Leben brachte ihm wenig Glück. In seinem Beruf als Ange-

stellter bei einer Bank war er unzufrieden, er war kein Mensch, der die verbissene Stille eines Bankgebäudes schätzte, die beinahe lautlose Emsigkeit.

Sein Vater glaubte sich in seiner früher geäusserten Ansicht bestätigt. Hätte er ein anderes Instrument gewählt, so wäre er jetzt mit seinem Talent ein begehrter Orchestermusiker, sagte er öfter. Die Mutter schwieg, machte sich insgeheim Vorwürfe, dem Wunsch des Sohnes nachgegeben zu haben, nur um ihren Jugendtraum beim Kind verwirklicht zu sehen.

Mit dreissig hielt er es in seinem Beruf nicht mehr aus; er kündigte die Stelle, holte seine Handorgel hervor und begann wieder zu üben. Bevor sein erspartes Geld aufgebraucht war, konnte er mit gutem Gewissen wieder vor ein Publikum treten. Er hatte ein paar Partner gefunden, mit denen er sich gut verstand. Und erneut zog er durch die Lokale und bot sich und seine Band für Hochzeiten und andere Gelegenheiten an.

Ein Lotterleben, hielt ihm bei einem seiner seltenen Besuche zu Hause der Vater vor. Er liess sich freilich nicht einschüchtern oder beirren. Doch allmählich langweilten ihn diese Engagements wie seine Kollegen wollte er nicht mehr zum Tanz aufspielen.

Da überraschte ihn das langersehnte Glück.

Seine Kapelle erhielt bei einem Wettbewerb den ersten Preis, sie durften im Fernsehen auftreten. Einige Wochen später erreichte ihn ein Brief aus Amerika. Ein Mann namens Wilder aus New York schrieb, dass er von seinem Bruder in der Schweiz gehört habe, wie sie als echte Swiss Band grossen Erfolg hätten. Ob sie nicht Lust verspürten, in den USA, vorerst bei den Schweizer Kolonien, aufzutreten, er kenne einen geeigneten Agenten.

Also zog er mit seinen Kollegen nach Amerika.

Die Begeisterung übertraf alle Erwartungen, die Gagen nicht weniger. Der Rahmen ihrer Auf-

tritte erweiterte sich, die Band spielte nun auch bei rein amerikanischen Veranstaltungen. Nur mit grosser Mühe konnten sie sich jedoch dazu durchringen, mit roter Bluse, schwarzer Hose und einem Sennenkäppli auf dem Kopf sich dem Publikum zu präsentieren. Aber genau das wollten die Leute: Schweizer, wie sie aus Prospekten und Reiseführern bekannt waren.

Sie nannten sich fortan «Original Swiss Sunshine Boys».

Ihr Ruf reichte sogar so weit, dass sich eine Filmgesellschaft für sie interessierte. Sie bekamen einen kurzen Auftritt in einem Musical. Das war gewissermassen der Höhepunkt ihrer Karriere als Musiker. Nach und nach klang die Begeisterung ab. Immerhin hatten sie inzwischen einiges Geld verdient; es reichte, dass sich jeder für die nächsten Jahre ein sorgenfreies Leben leisten konnte.

Sie kehrten in die Schweiz zurück. Die Band löste sich auf. Die «Original Swiss Sunshine Boys» gehörten endgültig der Vergangenheit an. Alle wussten, dass es diese Formation nie mehr geben würde.

Das Herumsitzen lag ihm nicht, als Bankangestellter wollte er sich auch nicht mehr verdienen. Doch mit nunmehr vierzig Jahren war es nicht leicht, einen Job zu finden, der ihm wenigstens einigermaßen zugesagt hätte.

Schliesslich beschloss er, wieder mit der Handorgel seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Nachdem er das letzte Geld zusammengespart hatte, kaufte er sich ein «Excelsior»-Akkordeon mit Verstärkeranschluss sowie zwei «Binson»-Lautsprecherboxen. Durch ein Inserat fand er einen Partner. Eine Band wollte er nicht mehr gründen, das war ihm zu kompliziert.

So sass er abends wie zu Beginn seiner Musikerkarriere in den Restaurants, spielte mit dem Partner vorwiegend für ältere Leute, hin und wieder gingen sie auch aufs Land, wo ein Wirt sie

für einen Tanzabend engagiert hatte.

Das war aber auch nicht das Leben, wie er es sich einmal vorgestellt hatte. Im Grunde war er nach einem kurzen Höhepunkt wieder dorthin zurückgekehrt, wo er begonnen hatte: in verrauchte Lokale.

Noch träumte er vom Glanz einer grossen Karriere, noch hatte er die Hoffnung nicht aufgegeben, irgendeine Fügung würde ihn aus diesem Mief erlösen.

Wenn er an den Wochenenden und oft auch an Werktagen vor den Tischen und Stühlen auf einem winzigen Podest sass, fühlte er sich einsam, obwohl sein Partner dabei war. Die Stücke kannte er fast alle auswendig, so liess er seinen Gedanken freien Lauf.

Er dachte immerzu an die erglänzenden Auftritte in Amerika, und während er «La Paloma» oder sonst eine Schnulze spielte, sah er die Strassenschluchten von New York vor sich, die Wolkenkratzer, er wählte sich wieder in den Filmstudios von Hollywood, er wandelte durch die Parks von Beverly Hills, glaubte sich als Besitzer einer Villa mit Swimmingpool und Meersicht.

Er spielte «Warum weinst du, kleine Tamara?» und neben ihm sass ein Mädchen, er durchquerte mit ihr die Weiten Arizonas, sie liebten einander in Motels und fuhren anderntags wieder weiter auf dem Highway. Hielt er vor einem Hotel, so bestürmten ihn die Fotografen und Reporter; lässig gab er Interviews, anstelle einer roten Bluse und schwarzer Hosen trug er einen schnittigen Anzug, seine Geliebte lächelte ihn an, jung und schön wie einst Marilyn Monroe. Er spielte «Nimm mich mit, Kapitän, auf die Reise», und seine Gedanken weilten in Miami, seine Freundin lag auf dem Deck der Jacht, während er in der Kajüte einen Whisky hinunterspülte, kein billiges Bier, das ihm von einem Wirt mit herablassender Grosszügigkeit spendiert wurde.

Seine Finger griffen automatisch die Tasten und Knöpfe des Akkordeons, sein Kopf hingegen war auf Reisen, immer unterwegs, damit er nicht das Gefühl hatte, er müsse sich feilbieten auf einem alten Wirtshausstuhl wie ein heruntergekommener Trickkünstler auf dem Jahrmarkt, angezogen wie ein Senn aus dem Museum.

Eine kleine Genugtuung erlebte er, als der Film, worin er und seine früheren Kollegen mitgewirkt hatten, in einem Vorstadtkino wiederaufgeführt werde.

Beinahe allein sass er in der Nachmittagsvorstellung. Er war nervös wie ein Kind vor dem Weihnachtsbaum, wartete unge-

duldig nur auf den einen Augenblick, wenn sein Auftritt kam als Bandleader, vor der scheusslichen Kulisse eines mexikanischen Dorfes, das einem Dorf in der Schweiz gleichen sollte. Beinahe wäre er eingenickt, da, endlich, nach bald einer Stunde Vorführung: In zwei Cadillacs fuhren sie vor, sangen und spielten ein Lied, dann die Grossaufnahme: er allein im Wagen mit dem Cowboyhut; er durfte nochmals aussteigen, sich mit den andern formieren und auf dem Dorfplatz eine Valse musette zum besten geben – Er spürte, wie ihm die Tränen kamen. Ja, das war eine Zeit gewesen, neben all den grossen Stars.

Am selben Abend spielte er im «Ochsen», rechts von ihm der abgestellte Plattenautomat, linkerhand ein Flipperkasten, hinter seinem Rücken eine Tafel mit dem Speiseangebot und den ff Weinen. Vol-au-Vent, Fr. 6.–, hatte er gelesen, als er gegen acht Uhr hier eingetroffen war. Vol-au-Vent, Fr. 6.–, und vor sich das verrauchte Lokal.

Was für ein Abstieg, dachte er: Von Hollywood nach Hinterwalden in den «Ochsen».

Sein Partner und er intonierten gerade «Warum weinst du, kleine Tamara?», als ihm die Idee kam, er könnte sich zum Andenken ein Standfoto aus dem Film erbitten.

Er schrieb dem Filmverleih, machte sich allerdings kaum Hoffnungen. Er erhielt auch keine Antwort. Eines Tages jedoch brachte ihm der Postbote ein grosses Kuvert. Darin lag das Foto, wo er mit dem Cowboyhut im Cadillac sass. Er liess das Bild nochmals vergrössern.

Von nun an nahm er es für jeden Auftritt mit, hängte es hinter sich an die Wand. Mit Stolz beobachtete er, wie ab und zu jemand

hinschaute und mit dem Finger darauf zeigte.

Ja, er war einmal ein begehrteter Musiker, das sollten alle wissen. Doch immer öfter weigerten sich die Veranstalter, das Bild zu dulden, meist mit der Begründung, dafür sei kein Platz und schliesslich seien sie in der Schweiz. Als ihm dies wieder einmal widerfuhr, packte er seine Sachen und sagte seinem Kollegen: Ich spiele nicht mehr. Sein Leben hatte den Sinn verloren.



ILLUSTRATION: BARTH